

Kategorie I
Jahrgänge 1995–1997

Jülide Atesli, 1995

Sichtbar – unsichtbar



Kennt ihr die Geschichte des kleinen Prinzen? Nein? Dann werde ich sie euch kurz erzählen: Es war einmal ein kleiner Prinz, der lebte auf einem Asteroiden weit weg von der Erde. Auf diesem Asteroiden gab es nur Affenbrotbäume und Rosen, und sie alle sahen für den kleinen Prinzen genau gleich aus. Eines Tages beschloss er, aus dieser Eintönigkeit zu fliehen, um auf einem anderen Planeten Abwechslung zu finden. Und so geschah es, dass der kleine Prinz auf dem blauen Planeten, besser bekannt als Erde, mitten auf einem Kornfeld landete. Auf diesem Feld war ausser ihm noch ein junger Fuchs, der ihn zuerst lange betrachtete und dann langsam auf ihn zuing und sagte: «Bitte... zähme mich!» Doch da der kleine Prinz nicht wusste, was «zähmen» bedeutete, musste es ihm der junge Fuchs erklären: «Noch bist du für mich nichts weiter als ein kleiner Junge, der hunderttausend kleinen Jungen völlig gleicht. Ich brauche dich nicht und du brauchst mich ebenso wenig... Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen.» Denn zähmen, erklärte ihm der junge Fuchs, «bedeutet, sich «vertraut machen.» Und so geschah es, dass der kleine Prinz, dankbar um die Abwechslung, während der Dauer von einigen Tagen den jungen Fuchs zähmte. Aufgrund seines neu erworbenen Wissens begriff der kleine Prinz, dass er nun auf seinen Asteroiden zurückkehren konnte, um dort seine Rose auszuwählen, sodass sie sich dann für immer von den anderen unterscheiden und für ihn ganz speziell sein würde. Auf Rat des jungen Fuchses kehrte der kleine Prinz also zu den Rosen zurück und sprach zu ihnen: «Ihr gleicht meiner Rose gar nicht, ihr seid noch nichts... Man kann für euch nicht sterben. Gewiss, ein Irgendwer, der vorübergeht, könnte glauben, meine Rose sei euch ähnlich. Aber in sich selbst ist sie wichtiger als ihr alle, da sie es ist, die ich ausgewählt habe.»

Bestimmt fragt ihr euch, weshalb ich euch diese Geschichte erzählt habe. Nun, um ehrlich zu sein, ist es die einzige Geschichte, die ich kenne. Deswegen ist sie in meinem Leben auch von einigermaßen grosser Bedeutung. Ihr müsst

wissen, ich bin blind, seit ich denken kann, und ich meine, ich bin jetzt schon elf, also eine sehr lange Zeit. Da ich nichts sehen kann, liest mir meine Mutter vor dem Schlafengehen jede Nacht die Geschichte des kleinen Prinzen und seiner Rosen vor. Warum immer diese Geschichte, fragt ihr? Ich wünschte, ich wäre der kleine Prinz aus der Geschichte und würde so einen Freund wie den jungen Fuchs finden. Ich wünschte, ich wäre für irgendjemanden etwas Besonderes. Doch für die Menschen ausserhalb meines Fensters bin ich unsichtbar, ein Niemand. Ein Niemand, der aussieht wie hunderttausend andere Jungen in meinem Alter, aber eben doch nicht normal genug ist, um Freunde zu finden.

Vor ein paar Tagen kam ein Anruf aus dem Spital, der mein Leben verändern sollte. Der Mann am Telefon hat meinem Papa erklärt, dass sich viele gescheite Leute zusammengesetzt und vielleicht einen Weg gefunden hätten, damit ich nicht mehr blind sein müsse. Vor lauter Freude über diese Nachricht hüpfte ich durch die Wohnung, vorbei an dem Sofa, dessen Farbe ich hoffentlich bald sehen und nicht nur riechen könnte, vorbei an dem Blumenstrauss auf dem Küchentisch, der mich bald auch durch seine vielen Farben und nicht nur durch seinen intensiven Geruch verzaubern würde, hin zu meiner Katze, die sich durch ihren Geruch nicht von den anderen Katzen in unserem Dorf unterscheidet, die aber pechschwarz und sehr auffällig sei, wie mir gesagt wurde.

«Katze, Katze, vielleicht werde ich nun bald normal sein und kann endlich auch Freunde in meinem Alter finden», erklärte ich ihr strahlend. Da ich nicht sehen konnte, ob sie mich verstanden hatte, nahm ich an, dass sie sich genauso freute wie ich mich. Der Mann am Telefon hatte meinem Papa auch gesagt, dass ich für eine Woche ins Spital ziehen müsse, damit die klugen Leute dort meine Augen noch einmal genau untersuchen könnten. Also packte ich meinen kleinen Koffer und war bereit für das Abenteuer Spital.

Nun liege ich in meinem Bett im Spital. Dies ist bereits meine fünfte Nacht hier. Und wie jeden Abend hat mir meine Mutter auch heute wieder die Geschichte des kleinen Prinzen vorgelesen. Aber nicht nur mir. Neben mir liegt Sarah. Sie hat sich beim Skifahren das Bein gebrochen und muss jetzt lernen, wie sie mit dem Riesengips gehen kann. Auf der anderen Seite des Zimmers liegt Florian. Florian hat die ganze Zeit hohes Fieber und sagt nie ein Wort. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er uns hört. Sarah ist genauso begeistert von der Geschichte wie ich. Sie hat gesagt, sobald ich sehen könne und sie gelernt habe, mit ihrem Gips umzugehen, fliege sie mit mir auf meinen Asteroiden und kümmere sich um die vielen Rosen und Affenbrotbäume. Sie hat es mir versprochen.

Ich kann die ganze Nacht nicht schlafen, so aufgeregt bin ich. Am Morgen kommt der Arzt mit der tiefen, angenehmen Stimme zu mir und erklärt mir noch einmal, was er genau machen wird. Zuerst wird die Schwester mit den weichen Händen dafür sorgen, dass ich die ganze Zeit schlafen werde und nichts davon mitbekomme. Dann wird der Doktor meine Augen untersuchen und etwas, das wie ein Schutzglas vor meinen Augen ist, zerschlagen, da dieses seit meiner Geburt so schmutzig ist, dass kein Licht durchkommt. Und schlussendlich wird er das kaputte Glas durch ein neues ersetzen. Oh, ich höre die Schwester mit den weichen Händen zur Tür reinkommen. Also drückt mir bitte alle Daumen, die ihr habt, damit es gut geht. Normalerweise sollten es ja zwei sein, aber man kann nie wissen.

«Piep, piep, piep», höre ich das Geräusch einer Maschine, die offensichtlich neben meinem Bett steht. Als ich meinen Arm bewege, merke ich, dass ich durch einen Schlauch mit dieser Maschine verbunden bin. Meine Augen habe ich aber immer noch geschlossen, denn den Moment, wenn ich zum ersten Mal etwas sehe, möchte ich nie vergessen. Der Moment, in dem meine Träume endlich Realität werden

und alle Stimmen plötzlich Gesichter bekommen. «Psst, sie sind weg, bist du wach?», höre ich Sarah flüstern und spüre ihre Finger auf meinem Arm. Als ich nicht reagiere, sagt sie: «Ich kann jetzt mit meinem Gips gehen, du musst nur noch deine Augen öffnen, und wir können zu deinem Asteroiden fliegen.» Langsam öffne ich mein linkes Auge und dann mein rechtes. Und es passiert nichts. Es ist so finster wie zuvor. Ich kann keine Gegenstände erkennen, nicht einmal deren Umrisse. Was ist passiert? Ich beginne, panisch zu werden, und rufe nach meinen Eltern. «Es tut mir so leid», schluchzt meine Mama, als sie ins Zimmer eintritt, und mein Papa redet beruhigend auf mich ein. Doch das alles nützt nichts. Es ist schiefgegangen. Ich bin noch immer nicht normal. Ich bin für immer in meinem Körper eingeschlossen, unsichtbar für andere. Ich wünschte, ich könnte einschlafen und mein ganzes Leben lang nur träumen. Denn in meinen Träumen kann ich sehen, dort bestimme ich, wie alles aussieht. Dort bin ich normal. Ich drehe mich zur Seite und schwöre mir, dass ich nie wieder mit irgendjemandem sprechen werde. Ich werde einfach schlafen und träumen. Und als ich nicht mehr auf die Kommunikationsversuche von meinen Eltern reagiere, höre ich, wie sie aus dem Zimmer gehen.

«Adieu», sagte der Fuchs», höre ich plötzlich eine Stimme flüstern.

«Sarah, bist du es?», frage ich. «Was machst du?»

«Ich lese dir die wichtigste Stelle aus dem Buch des kleinen Prinzen vor», antwortet sie. «Ich weiss, dass du diese Stelle immer überspringst, da du nichts damit anfangen kannst. Aber es ist das Wichtigste, was der Fuchs je zum kleinen Prinzen sagt, also hör genau zu.» Und sie beginnt wieder zu lesen:

«Adieu», sagte der Fuchs. «Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach: Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.» «Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar», wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken.»

Und nach einer kurzen Pause sagt Sarah: «Siehst du, du bist nicht blind. Du siehst mit deinem Herzen.» Und ich spüre, wie ihre Lippen ganz kurz meine berühren, und sie dann mit schnellen Schritten aus dem Zimmer geht.

Die Geschichte enthält Zusammenfassungen und Zitate aus dem Buch *Der Kleine Prinz* von Antoine de Saint-Exupéry. Ins Deutsche übertragen von Grete und Josef Leitgeb. Düsseldorf: Karl Rauch Verlag, ¹¹2001. (Das französische Original erschien 1943.)

Anouk Bertola, 1997

Das Gewicht von Geschichten



Es war einer dieser lauen Sommerabende, in denen die Luft trotz jeden Windes schwer und drückend ist von der Gewissheit, dass es bald ein richtig heftiges Gewitter geben wird. In der Tat konnte man den Regen in dem vom Meer herkommenden, salzigen Wind schon riechen. Der Reisende beeilte sich, denn er hatte keine allzu grosse Lust vollkommen durchnässt zu werden, und das Gasthaus war nur noch wenige Wegbiegungen entfernt. Er setzte seine Tasche kurz ab, nahm den Zylinder hervor und setzte ihn auf. Es war ein schöner schwarzer Samtzyylinder mit Seidenfutter, und zusammen mit seinem schicken Jackett vervollständigte er den Eindruck eines zeitgenössisch gekleideten, feinen Herrn. Er schulterte die grosse, lederne Tasche wieder und begann eine Melodie zu pfeifen, als er die letzten paar Meter zum Gasthaus in zügigem Schritt zurücklegte.

Das Gasthaus «Zum Leuchtturm» lag an der Küstenstrasse, die der Reisende entlanggekommen war, und passte wunderbar in die malerisch-wilde Landschaft. Es war ein hübsches, weiss getünchtes Haus mit blauen Fensterläden, und dahinter stand tatsächlich ein kleiner Leuchtturm auf der Klippe. Allerdings war er nicht sonderlich eindrucksvoll, der ganzen Strasse entlang gab es Klippen, und auf jedem zweiten Vorsprung stand ein winziger, rot-weiss gestreifter Leuchtturm.

Es begann schon zu donnern, als der Reisende an die grosse Holztüre klopfte. Er betrachtete zwei lackschwarze Autos, die unter einem Dach neben dem Haus standen. Offenbar waren schon Gäste da. Als sein Blick zu den dunkelgrauen Wolken über seinem Kopf schweifte, zog er sorgenvoll die Augenbrauen zusammen. Doch er blieb vom Küstengewitter verschont, denn in diesem Moment öffnete sich die Tür.

Im Türrahmen stand ein kleines Mädchen von vielleicht fünf Jahren mit leuchtend kupferfarbenen Haaren. Es blickte zu ihm hoch und lächelte, dann fragte es mit besten Manieren: «Hallo. Wie kann ich Ihnen helfen?»

Der Reisende musste lächeln. «Ich würde gerne für heute Nacht ein Zimmer nehmen, Mademoiselle. Habt Ihr noch eines frei?»

Das Mädchen nickte ernst. «Ja, Sir. Wenn Sie mir bitte folgen würden», sagte es und öffnete ihm die Tür. Das Innere des ›Leuchtturm‹ war hübsch eingerichtet; weisse Wände, dunkle Holzmöbel und warm leuchtende Glühbirnen in einem schmucken kleinen Kronleuchter. Durch eine weitere offene Tür konnte man laute Stimmen hören, Geschirr klapperte, und es erklang Gelächter. Es waren die typischen Geräusche eines Gasthauses.

Das Mädchen zeigte dem Reisenden, wo er seinen Mantel aufhängen konnte, als eine helle Stimme nach ihm rief: «Lilianne! Vater sagt...» Im Durchgang erschien ein Junge mit denselben roten Haaren wie das Mädchen, vielleicht zwei, drei Jahre älter, offensichtlich ihr Bruder. Er hielt ein Tuch in der einen Hand und in der anderen einen kleinen Korb, der innen mit einem weiteren Tuch ausgelegt war.

«Ich sage gerade dem Sir Hallo, Joshua», erwiderte Lilianne und plusterte sich bei diesen Worten stolz auf. Joshua machte ein ärgerliches Gesicht, dann drückte er seiner Schwester den Korb in die Hand.

«Du sollst mehr Käse holen gehen. Ich kümmere mich um ihn», sagte er und starrte sie durchdringend an, bis sie den Mund verzog und sich davonmachte, weiteren Käse aus der Speisekammer zu holen.

«Entschuldigen Sie, Sir», wandte sich der Junge an den Reisenden. «Wenn Sie gedenken zu bleiben, werde ich Ihnen ein freies Zimmer zeigen. Folgen Sie mir bitte», forderte er ihn auf und ging dann in den Hauptraum. Der Reisende musste schmunzeln. Joshua war es offensichtlich sehr ernst mit seiner ›Arbeit‹, dachte er und folgte dem Jungen in den Schankraum.

Es war ein grosser, rechteckiger Raum mit weissen Wänden und groben Holztischen, an denen die Gäste sassen. Es waren ein Ehepaar mit einem älteren Sohn, der mit der Nase in einem Buch steckte, und eine Gesellschaft von acht

gutgekleideten Damen und Herren. Am einen Kopfe des Raumes gab es eine Bar aus poliertem Ebenholz, und auf den Barhockern sassen zwei bärtige Männer bei einem Kartenspiel. Es roch nach Holz, köstlichem Essen und Wein, und dem Reisenden lief das Wasser im Mund zusammen.

Er folgte Joshua zur Bar, dort stellte dieser sich auf die Zehenspitzen und nahm einen Schlüssel vom Haken, an dem ein kleines Holzplättchen mit einer goldenen Sechshing. Dann wandte sich der Junge um und ging auf eine Holzterrasse zu, die neben der Bar nach oben führte. «Wenn Sie mir bitte folgen würden, Sir», wandte er sich wiederum an den Reisenden, und dieser folgte ihm nach oben. Die Treppe führte auf einen Gang, dessen Boden von einem weichen bordeauxroten Teppich bedeckt war. Sie folgten dem Gang und gingen um eine Ecke, dann blieb der Junge vor einer Tür mit einer goldenen Sechshing stehen. Er schloss auf und stiess dann die Tür weit auf: «Ihr Zimmer, Sir.»

Das Zimmer war nicht gross, aber es wirkte hell. Die Wände waren weiss, und der Schrank und eine Kommode in einem hellen Blauton gestrichen. Ein kleines Fenster über dem Bett liess Licht herein. Der Reisende trat ein und legte seine Tasche auf dem Bett ab. Dann drehte er sich zu Joshua um und bedankte sich. Der Junge übergab ihm den Schlüssel und fragte, ob er noch etwas essen wolle. Der Reisende nickte, er würde bald runterkommen. Joshua nickte zufrieden, verneigte sich leicht – was dem Reisenden wieder ein Lächeln entlockte – und verliess dann das Zimmer.

Der Reisende blickte sich um; es war ein schöner Raum. Das Essen, das er unten gerochen hatte, machte ihn hungrig. Also ging er zu seiner Tasche und öffnete sie. Zwischen einigen Kleidungsstücken und seinem purpurnen Ersatzzylinder fischte er eine kleinere Tasche hervor; sie war aus gemustertem Stoff und hatte einen mit Leder verstärkten Boden. Er öffnete sie und zog dann einen kleinen Reissverschluss entlang der Bodennaht auf. Darunter kam ein Fach zum Vorschein, und es blitzte metallisch auf; man konnte

kleine Glasfläschchen erkennen, die mit verschiedenen Namen und Warnzeichen versehen waren.

Der Reisende schloss den Reissverschluss wieder, schulterte die Tasche und nahm seinen schwarzen Zylinder ab, um den purpurnen aufzusetzen.

Als der Reisende nach unten in die Wirtsstube kam, prasselte der Regen schon auf das Dach. Die Lichter brannten, und die Tischgesellschaft unterhielt sich lautstark über geschäftliche Angelegenheiten. Die Familie mit dem lesenden Jungen war verschwunden.

Der Reisende ging zur Bar, an der noch immer die bärtigen Männer sassen und Karten spielten. Er wartete, bis der Wirt wieder aus der Küche kam. Es war ein grosser, imposanter Mann, der sich eine weisse Schürze umgebunden hatte.

«Guten Abend, Sir», begrüßte er ihn mit voller Stimme. «Hat Joshua Ihnen ihr Zimmer gezeigt? Möchten Sie gerne etwas essen? Meine Frau hat ein hervorragendes Gulasch gekocht.» So sprach er drauf los und griff auch schon zu einem Teller, den er grosszügig füllte. Er reichte ihn dem Reisenden zusammen mit einer dicken Scheibe Brot, und der nahm ihn dankbar entgegen. Es duftete köstlich.

«Bier oder Wein?», fragte der Wirt.

«Wein, wenn Sie so freundlich wären», antwortete der Reisende, und nahm gleich darauf ein grosses Glas mit Rotwein entgegen. Er bedankte sich bei dem Wirt und begab sich, nachdem sie noch einige höfliche Worte gewechselt hatten, zu einem freien Tisch.

Der Reisende fuhr mit den Fingern der rechten Hand über das graue Holz des Tisches, während er ass. Er war aus Treibholz gefertigt und, obwohl nur grob zusammengezimmert, war die Oberfläche doch vom Meer und dem vielen Gebrauch glattpoliert. Der Reisende ass sein Abendessen und wirkte dabei so gedankenverloren, als bemerkte er gar nicht, wie gut es schmeckte und dass der Teller bald leer war.

«Mister?», ertönt eine helle Stimme und holte ihn langsam in die Wirklichkeit zurück. An seinem Tisch stand Lili-

anne, die kleine Tochter des Wirts, und blickte aus grossen, goldenen Augen zu ihm auf. «Ja, Mademoiselle?», fragte der Reisende zurück und legte den Löffel beiseite.

«Darf ich mich zu Ihnen setzen, Sir?», fragte das Mädchen, doch sie wartete seine Antwort gar nicht erst ab, sondern kletterte auf die Bank neben ihn.

Sie schob die Tasche beiseite, die der Reisende neben sich gelegt hatte, und liess die Füsse baumeln, dann fragte sie zuckersüss: «Woher kommen Sie, Mister? Gehen Sie in die Stadt, Sir? Meine Mama sagt, alle gehen in die Stadt. Ich bin auch schon in der Stadt gewesen.»

Von dem Redefluss des kleinen Mädchens völlig überrascht hob der Reisende eine Augenbraue und lächelte dann. Er wollte etwas erwidern, kam aber nicht mehr dazu, denn Lilianne redete schon weiter: «Joshua sagt, in der Stadt gibt es grosse Feste mit Lichtern überall ... Oh! Das ist aber eine wunderhübsche Tasche, Mister.»

Bevor der Reisende es verhindern konnte, hatte das Mädchen schon nach seiner Tasche gegriffen und fuhr mit den kleinen Fingern staunend über den gemusterten Stoff. «Was ist da drinnen?», fragte sie neugierig.

Eine Liste. Eine Liste mit Namen, ein offizielles Urteilsblatt und eine Lizenz. Der Webley-Revolver und die eine oder andere nützliche Chemikalie.

«Nur meine Schlüssel, Mademoiselle ...», antwortete der Reisende und nahm ihr die Tasche sanft aus der Hand. «Das ist aber viel schwerer als Schlüssel», bemerkte das Mädchen scharfsinnig und blickte den Reisenden mit ihren grossen Augen an.

Der Reisende seufzte. Kinder! Aber er konnte Lilianne nicht böse sein, Neugierde war nun mal menschlich, und er konnte sich davon auch nicht gänzlich freisprechen. «Wissen Sie, Mademoiselle Lilianne», sagte er freundlich, und stellte die Tasche sorgfältig neben die Bank auf der anderen Seite auf den Boden, «das ist eine schwere Tasche, aber Sie haben schon recht, darin ist mehr als nur die Schlüssel. Sie müssen nämlich wissen –», er beugte sich vor und flüsterte

dem Kind zu, «dass sich noch etwas anderes, Unsichtbares darin befindet.»

Lilianne blickte ihn gebannt an. «Was ist es?», flüsterte sie zurück.

«Geschichten», antwortete der Reisende.

Sofort leuchteten die Augen des Mädchens auf. *Geschichten!* Das war das Beste daran, in einem Wirtshaus zu leben: die Menschen mit ihren Geschichten. Und Lilianne liebte Geschichten, sie liebte die Geschichten von Seeungeheuern, versunkenen Schätzen und Piraten, die ihr der alte Seemann aus dem Dorf erzählte, und die Geschichten von Hexen und Königen, die ihr ihre Grossmutter erzählte. Aber am allerliebsten mochte sie die Geschichten von George, einem Studenten, der hier übernachtete, wenn er aus der Stadt kam und seine Familie besuchen ging. Sie handelten von Dieben, Verrätern und Mördern, und ihre Mutter blickte ihn böse an, wenn er sie erzählte.

«Was für Geschichten?», fragte sie den Reisenden. Dieser lächelte und nahm seine Tasche. Dann machte er eine dramatische Bewegung und griff hinein. Er zog die geschlossene Faust heraus und öffnete sie. Dann blies er auf die leere Handfläche und blickte das kleine Mädchen geheimnisvoll an.

«Diese Geschichte handelt von einem kleinen Jungen. Der Junge war etwas ganz Besonderes, denn seine besten Freunde waren das Meer und das Feuer und sie gehorchten seinen Worten. Möchtest du die Geschichte hören?»

Lilianne nickte.

«Also gut», der Reisende begann zu erzählen: «Vor nicht allzu langer Zeit, da wurde in einem kleinen Dorf am Meer ein Junge geboren, der hatte zwei verschiedenfarbige Augen: Eines war dunkelblau wie das Meer in einer stürmischen Gewitternacht und das andere hatte leuchtende Rot- und Gelbtöne wie ein hoch lodernes Feuer ...»

Iria Guldemann, 1996
Gewitterregen



Er sitzt da und betrachtet die Leute. Sie kommen und gehen. Draussen regnet es, und der Raum wird immer wieder vom grellen Licht der Blitze zerrissen, gefolgt von grolendem Donner. Er sitzt da und betrachtet die Leute, die den Duft des Regens hereinbringen. Sie schütteln ihre Pele- rinen und Schirme aus, hängen sie auf und gehen an ihm vorbei. Kein einziger Blick streift ihn. Er sitzt da und betrach- tet die Leute, wie sie ihre Sachen aufhängen. Manchmal streift ihn ein Ärmel, oder ein paar Regentropfen berieseln ihn, weil er so nahe bei den Leuten sitzt. Er sitzt da und betrachtet die Leute beim Essen und Trinken, ohne selber auch etwas zu essen oder zu trinken. Die Bedienung hat ihn wohl nicht gesehen. Er sitzt da und betrachtet die Leute beim Schwatzen, ohne selbst ein Wort zu sagen. Er ist ganz allein. Er sitzt da und wartet. So scheint es zumindest. Viel- leicht, auf dass das Gewitter aufhört. Vielleicht aber auch darauf, dass ihn jemand sieht. Aber das geschieht nicht. Er sitzt einfach nur da und betrachtet die Leute – und dann betrachtet er mich. Er sitzt da und betrachtet mich. Ich sitze da und betrachte ihn, wie sein Spiegelbild. Es scheint, als wäre er unsichtbar. Ich sitze da und betrachte ihn, ohne zu reden, zu essen oder zu trinken. Ich bin alleine. Es scheint, als wäre er unsichtbar. Aber das ist er doch gar nicht. Ich sehe ihn doch. Ich sitze da und betrachte ihn, wie er aufsteht, zu mir kommt und sich mir gegenüber setzt. Er schaut mir direkt in die Augen, und ich merke, dass er un- sichtbar ist, dass ich unsichtbar bin. Wir sitzen da und be- trachten uns, betrachten die Leute, ohne zu essen, zu trin- ken oder zu reden.

Dann sagt er: «Im Leben geht es nicht darum, zu war- ten, bis das Gewitter vorbeizieht, man muss lernen, im Re- gen zu tanzen.» Er nimmt meine Hand und zieht mich nach draussen. Wir gehen durch die Leute. Manchmal strei- fen wir sie aus Versehen, doch niemand beachtet uns, als wären wir unsichtbar. Wir gehen, verlassen das Lokal und gehen und gehen und gehen immer weiter durch das Feuchte, das Kühle, den Regen. Die Dunkelheit umhüllt uns,

und Blitze leuchten uns den Weg. Wir gehen immer schneller, drehen uns im Kreis, wir tanzen im Regen zur Musik des Gewitters und lachen und lassen uns die Tropfen ins Gesicht fallen, bis wir ganz nass sind, und ich fühle mich endlich wieder sichtbar. Wir tanzen und tanzen und tanzen, die Haare zerzaust, tanzen im Wind. Eine leise Melodie schleicht sich in meine Ohren. «Es hört sich an, als würden die Schmetterlinge für mich singen. Was hast du mit mir gemacht?», frage ich ihn. Er lacht und antwortet: «Wer Schmetterlinge lachen hört, der weiss, wie Wolken schmecken.»

Nadine Messner, 1997

Beklemmende Dunkelheit



Ich bin unterwegs mit meinem Auto auf einer einsamen, schmalen Landstrasse zu unserem alljährlichen Firmenanlass. Das Radio läuft leise im Hintergrund, während ich versuche zu erraten, was heute Abend auf dem Programm stehen wird. Draussen ist es eiskalt in dieser Novembernaut, und es hat nichts als dunkle, mächtige Tannen weit und breit. Schon seit Tagen ist es am Schneien und in diesem Augenblick scheint es, als würden die vielen kleinen Schneeflocken im Schein der Strassenlaternen tanzen. Mittlerweile ist das Lied zu Ende, und es wird ein neues eingespielt. Ich drehe die Lautstärke auf und fange an, leise mitzusingen. Ich habe schon über die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht. Ab jetzt besteht die Strasse nur noch aus engen, kleinen Kurven. Da es immer heftiger schneit, schalte ich den Scheibenwischer ein, ich fahre in die nächste Kurve. Plötzlich werde ich von zwei grellen Scheinwerfern geblendet und dann höre ich einen lauten Knall, gefolgt von dem Quietschen der Reifen auf dem frostbedeckten Boden. Dann sehe ich nur noch die riesigen, schwarzen Tannen, die wie vom Himmel herunterhängen.

Um mich herum ist lauter Dunkelheit, und eine unheimliche Stille umgibt mich, abgesehen von einem monotonen Piepston. Piep, piep, piep. Ich versuche, meine Augen zu öffnen, um zu sehen, woher dieses Geräusch kommt, wo ich bin. Meine Lieder sind viel zu schwer, und es ist plötzlich eine unmögliche Aufgabe für mich, sie zu öffnen. Ich werde langsam panisch, denn den Rest von meinem Körper spüre ich nicht. Meine Arme fühlen sich taub an, als wären sie eingeschlafen. Wo bin ich? Ich versuche, meinen Mund zu öffnen, versuche, zu schreien, doch weiss ich auf einmal nicht mehr, wie ich das anstellen soll. Nun werde ich wirklich hysterisch, denn ich kann mich an nichts mehr erinnern. Meine letzte Erinnerung ist, wie ich mich zu Hause für unseren Firmenanlass bereit gemacht habe. Nach dieser Erinnerung ist alles nur noch schwarz und verschwom-

men in meinem Kopf. Was ist danach mit mir passiert? Meine panischen Gedanken werden unterbrochen, als ich plötzlich Stimmen wahrnehme, die die unheimliche Stille durchbrechen. Die Stimmen kommen immer näher, und ich habe das Gefühl, ich würde diese Menschen kennen. Nach dem leisen Quietschen eines Stuhles sind die Stimmen ganz nah neben mir. Als ich die Personen erkenne, bin ich erleichtert. Jetzt, da meine Eltern bei mir sind, wird alles wieder gut. Sie können mir sicher erklären, was passiert ist und wo ich mich momentan befinde.

Im Augenblick unterhalten sie sich miteinander. Zwischendurch kommt es mir vor, als würde ich leise Schluchzer hören, als ob jemand weinte. Ich verstehe das nicht. Weshalb sollte jemand aus meiner Familie weinen? Ich versuche, mich zu konzentrieren und ihrer Unterhaltung zu folgen. Sie sprechen ziemlich leise, so dass ich ausser ein paar Bruchstücken nicht viel verstehen kann. Sie erzählen von einem Autounfall und darüber, wie furchtbar schrecklich mein Zustand jetzt sei. Mein Zustand? Wovon sprechen sie? Und wie ein Blitzschlag kommen die Erinnerungen an diesen Abend zurück. Die lange Strasse auf dem Weg zum Firmenanlass, die grellen Scheinwerfer und der laute Knall. Alles ist auf einmal wieder vor meinen Augen. Jetzt wird mir auch klar, dass ich mich in einem Krankenhaus befinde. Ich möchte ihnen mitteilen, dass es mir soweit gut geht, doch ich bringe kein Wort über meine Lippen. Ich versuche wieder zu schreien, aber ich fühle mich wie versteinert. Unterdessen muss meine Mutter meine Hand genommen haben, denn ich spüre etwas Sanftes über meine Hand streicheln. Auch unter den grössten Anstrengungen schaffe ich es nicht, meine Finger zu bewegen. Ich verzweifle fast, dass ich ihnen nichts mitteilen oder ein Zeichen geben kann. Nach einer Weile entzieht mir meine Mutter die Hand und küsst mich auf die Wange. Danach höre ich wieder ein Stuhlquietschen, und auch mein Vater verabschiedet sich von mir. Als sich die Schritte von ihnen entfernt haben, tritt erneut Stille ein. Das Piepsen

nehme ich unterdessen nicht einmal mehr wahr. Nun werde ich wieder geplagt von meinen Gedanken und Fragen. Habe ich das vorhin nur geträumt? Bin ich immer noch in einem schrecklichen Albtraum? Mit solchen Fragen im Kopf döse ich langsam ein und falle immer tiefer in den Schlaf.

Ich weiss nicht, für wie lange ich weg war, denn ich habe inzwischen jegliches Zeitgefühl verloren. Während ich so daliege und mich wahrscheinlich zum hundertsten Mal frage, weshalb ich mich nicht bewegen kann, höre ich das Quietschen der Zimmertür. Zwei Frauen kommen laut plappernd in mein Zimmer und stehen kurz darauf neben meinem Bett. Ich habe mich so an die vollkommene Stille gewöhnt, dass das laute Geplapper in meinen Ohren schmerzt. Plötzlich wird mir kalt, und ich erkenne am Geräusch, dass eine der Frauen wahrscheinlich meine Decke am Fenster ausschüttelt. Die beiden Frauen müssen wohl Krankenschwestern sein und wissen sicherlich, woran ich leide. Ich bin ganz aufgeregt, denn vielleicht bekomme ich die Möglichkeit, mir ein wenig Klarheit zu verschaffen. Ich konzentriere mich ganz auf ihr Gespräch und versuche, möglichst viel zu verstehen. Zuerst unterhalten sie sich über ihren Chef und beklagen sich gegenseitig über ihn. Doch schon nach kurzer Zeit wechseln sie das Thema. Nun sprechen sie über eine Patientin. Allem Anschein nach liegt sie seit längerer Zeit in diesem Krankenhaus. Sie sprechen über die Patientin, als ob es sich gar nicht mehr lohnen würde, sich ihretwegen Mühe zu geben. Was ich zu hören bekomme, finde ich schrecklich. Wie können Krankenschwestern so abfällig über eine Patientin sprechen? Auch wenn ich von den Schwestern angewidert bin, folge ich weiterhin ihrem Gespräch. Sie sprechen noch immer von dieser Patientin und zeigen sich glücklich darüber, dass sie in ihrem Zustand sowieso nichts mehr mitbekomme. Sie sei hirntot und warte nur noch darauf, endlich zu sterben. Aus diesem Grund könnten sie auch in ihrer Anwesenheit sprechen, ohne dass sie etwas hören würde. So wie auch jetzt.

Ich werde hellhörig. So wie auch jetzt? Was soll das heissen? Ist noch eine andere Patientin im Raum? Das hätte ich sicherlich schon gemerkt. Ich werde langsam panisch. Von wem haben sie gesprochen? Ich versuche, meine Angst zu unterdrücken, und konzentriere mich wieder auf die Schwestern. Es scheint, als ob sie unterdessen mit ihrer Arbeit in meinem Zimmer fertig geworden sind. Ich gebe die Hoffnung schon auf, dass ich den Namen der Patientin mitbekommen könnte. Doch kurz bevor sie mein Zimmer verlassen, höre ich, wie sich die eine Krankenschwester von der Patientin verabschiedet: «Tschüss Alessia, bis morgen.» Nein. Das ist unmöglich. Ich kann nicht hirntot sein. Wahrscheinlich habe ich mich verhört. Wie kann ich hirntot sein, wenn ich alles mitbekomme? Die Schwestern haben doch gesagt, dass die Patientin nichts mehr mitbekomme. Können Ärzte so etwas übersehen? Ich bin total aufgewühlt und kann über nichts anderes mehr nachdenken. Wieso hat mich bisher eigentlich noch niemand über meinen Zustand und das Geschehene aufgeklärt?

Ich denke nun schon seit Stunden – wenn nicht sogar Tagen – über mein Schicksal nach und muss es gezwungenermassen langsam akzeptieren. Auf einmal höre ich die Stimme meiner Mutter. Ich habe ihre Stimme inzwischen so lange nicht mehr gehört, und sie kommt mir in diesem Augenblick fast fremd vor. Sie unterhält sich leise mit jemandem. Wie selbstverständlich nehme ich an, dass sie mit meinem Vater spricht. In diesem Moment fühle ich mich so geborgen, wie schon lange nicht mehr. Doch plötzlich höre ich eine völlig fremde Männerstimme. Mit wem spricht meine Mutter da? In diesem Augenblick beginnt der Mann wieder zu sprechen und erklärt meiner Mutter meinen jetzigen Zustand und den der vergangenen Monate. Monate? Ich liege seit Monaten in diesem Bett und habe nichts davon bemerkt? Unterdessen möchte der Mann meiner Mutter einen Vorschlag machen, und ich höre auf einmal ein wenig Bedauern in seiner Stimme. Ich bin verwirrt, jedoch folge ich weiterhin ihrem Gespräch.

«Frau Macchiara, ich würde Ihnen raten die Geräte von Ihrer Tochter abzuschalten. Sie hat nun schon seit geraumer Zeit keine ...»

Im ersten Augenblick realisiere ich gar nicht, was er soeben gesagt hat. Doch dann erreichen die Worte mein Gehirn, und ich bin völlig entsetzt. Erst jetzt wird mir klar, welche Folgen das Abschalten der Geräte für mich haben wird. Dieser Mann möchte mich töten und das bei meinem vollen Bewusstsein. Abgesehen von dem monotonen Piepsen ist es im Zimmer nun totenstill, während sich in meinem Kopf die Gedanken überschlagen. Nach einigen Schreckenssekunden klammere ich mich krampfhaft an einer mir logischen Schlussfolgerung fest: Welche Mutter würde ihr Kind mit voller Absicht sterben lassen?

«In Ordnung», höre ich, gefolgt von einigen leisen Schluchzern. Ich habe das Gefühl zu ersticken und höre plötzlich nur noch ein lautes Schrillen in meinen Ohren. Das ist nicht möglich. Ich muss mich verhöhrt haben. Nicht meine Mutter. Wie kann sie mir so etwas antun? Habe ich mich so in ihr getäuscht? Wo ist mein Vater? Ich versuche zu schreien, ihnen mitzuteilen, dass ich alles mitbekomme. Ihnen zu sagen, dass sie mich nicht so behandeln sollen, als wäre ich nicht da, als wäre ich unsichtbar. Natürlich kriege ich keinen einzigen Ton heraus, und die beiden nehmen keine Notiz von mir. Das Schluchzen meiner Mutter ist inzwischen in richtiges Weinen ausgeartet. Ich fühle mich wie ohnmächtig, und die Dunkelheit um mich herum wirkt jetzt nicht mehr harmlos, sondern furchtbar bedrohlich.

Ein sanfter Druck an meiner Hand holt mich wieder aus meinem Schockzustand zurück. Meine Eltern sitzen wahrscheinlich neben meinem Bett und halten meine Hand. Mit ziemlicher Sicherheit ist mittlerweile mehr Zeit vergangen als die von mir gefühlten Minuten. Es ist still im Zimmer, abgesehen von dem vertrauten Piepsen und den verzweifelten Schluchzern meiner Mutter. Nach einer Weile tritt noch eine weitere Person in mein Zimmer und

bleibt irgendwo im Raum stehen. Ich spüre, dass meine Zeit nun wohl gekommen ist. Ich bin jetzt erstaunlicherweise ausserordentlich ruhig. Ich habe das Gefühl, dass ich alles wie durch einen Wattebausch wahrnehme. Plötzlich höre ich die Schluchzer und das mir schon so vertraute Piepsen nicht mehr. Ich habe unbeschreibliche Angst, doch durch den Watteschleier wird sie wie verdrängt, und die Vorstellung, in den nächsten Minuten zu sterben, kommt mir gar nicht mehr so schlimm vor. Ich konzentriere mich voll und ganz auf meinen Herzschlag. Bum, bum, bum. Tief und regelmässig höre ich mein Herz schlagen. Immer und immer wieder. Es ahnt noch nichts von seinem baldigen Aus. Das Surren der Geräte beim Herunterfahren bemerke ich fast nicht. Nicht einmal die darauffolgende Totenstille empfinde ich als befremdend. Bum..., bum..., bum. Die Schläge meines Herzens werden langsamer. Auf einmal sehe ich seit langer Zeit wieder ein Meer an bunten Farben. Ich schwebe durch diese wundervoll farbige Welt und fühle mich so glücklich und unbeschwert wie noch nie in meinem ganzen Leben. Zu diesem Zeitpunkt macht mein Herz seine allerletzten Schläge.

Bum. Bum.

